

Ein Arztleben im Dienste der Schwachen

Der Aids-Pionier Ruedi Lüthy und sein Nachfolger Matthias Widmaier kämpfen in Simbabwe gegen das HI-Virus

Der Arzt Ruedi Lüthy hat die Leitung der HIV-Klinik in Harare weitergegeben. Für den Idealisten bedeutet dies zwar einen Schritt in die zweite Reihe, doch die Arbeit geht ihm nicht aus.

Katja Baigger

«Überfluss, wohin man blickt. Da der Circus Conelli, hier das Märchentram. Wenn ich an den Unsinn denke, der zurzeit in den Geschäften abläuft, stösst mich das ab. «Dort» gibt es nicht einmal genug zu essen. Wenn man erlebt, wie ein Kind verhungert, fühlt man sich miserabel. Das ist alles so ungerecht.»

Ruedi Lüthy blickt nachdenklich auf all den Glanz hinter den polierten Scheiben eines Cafés auf dem Zürcher Sechsläutenplatz. Zermürbt wirkt der 73-jährige Arzt und Professor jedoch keineswegs, sondern energiegeladener, gutgelaunt und wach. Er hat einen Koffer dabei, bald geht es zurück nach Simbabwe. Das Land im südlichen Afrika meint er auch, wenn er «dort» sagt. Dort hat er viel Elend gesehen, ganze Familien, die an Aids starben, weil die Medikamente fehlten. Inzwischen ist die Verfügbarkeit der Medizin nicht mehr das grösste Problem. Generika sind für 15 Dollar pro Monat vorhanden. Was fehlt, ist die Möglichkeit für eine adäquate Therapie. Vergessen die Patienten, die Kombination aus drei Medikamenten einzunehmen, entwickeln sich Resistenzen (siehe Kasten). Dann müssen sie auf teure Medikamente umsteigen.

Eine Million Waisen

Zahlreichen rettete Ruedi Lüthy das Leben, Frauen und Kindern, den Schwächsten im Gesundheitssystem. Im Gegensatz zu Ebola ist Aids eine «silent epidemic» (stille Epidemie), so Lüthy. 50 bis 60 Prozent der Ebolakranken sterben, wenn sie nicht behandelt werden, beim HI-Virus kommen 99,2 Prozent der Nichtbehandelten um. Letzteres ist in Simbabwe das Gesundheitsproblem Nummer eins. 1,4 Millionen Menschen oder 15 Prozent der Bevölkerung sind HIV-infiziert. «Eine, ja zwei Generationen wurden durch die Epidemie ausgelöscht. Es gibt eine Million Waisen in Simbabwe – eine Katastrophe.»

In den neunziger Jahren galt Simbabwe als blühendes Land. Dann brach die Aids-Epidemie aus, die Wirtschaft fiel zusammen. Simbabwe ist heute geprägt von Korruption, eine kleine Oberschicht bereichert sich durch kriminelle Aktivitäten. Mittlerweile habe er gelernt, die Dinge nicht zu nahe an sich heranzulassen, sagt Lüthy. «Ich musste einsehen: Ich kann die Welt nicht retten.» Dieser Tage hat er die Leitung seiner «Newlands Clinic» in der Hauptstadt Harare – in der zurzeit rund 5300 mit dem HI-Virus infizierte, zumeist mittellose Patientinnen und Patienten behandelt werden – an Matthias Widmaier, den Afrika-erfahrenen ehemaligen Leiter einer Rehabilitationsklinik in Uganda, übergeben. Das Team in der Klinik besteht aus 65 einheimischen Mitarbeitern. Nicht die Krankheit, sondern der Mensch steht im Zentrum. Nach sechs Monaten Behandlung sind die Patienten kaum mehr ansteckend. Frauen können Kinder haben. 200 Patientinnen haben HIV-negative Babys zur Welt gebracht. Der drei Viertel des Jahres in Harare



Eine neue Reise im Dienste von mittellosen HIV-Infizierten in Simbabwe: Ruedi Lüthy und Matthias Widmaier. CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

und sonst im freiburgischen Muntelier wohnhafte Arzt gehörte zu den ersten Aids-Spezialisten der Schweiz. 2002 war er an einem Aids-Kongress von einer Ärztin aus Simbabwe um Hilfe bei einer Studie angefragt worden. Lüthy wollte sein Wissen sofort weitergeben, reiste ein Jahr später nach Harare.

Die «Newlands Clinic» ist seit 2004 in Betrieb. Finanziert wird sie vor allem aus Spenden zugunsten der Stiftung Swiss Aids Care International, die Lüthy gründete und der seit 2012 seine Tochter Sabine Lüthy vorsteht. 2009 initiierte Ruedi Lüthy ein Ausbildungszentrum, dort werden jährlich 500 einheimische Ärzte und Pflegefachleute unterrichtet. Sie tragen das Wissen in andere Kliniken weiter. Dem Ausbildungszentrum steht Lüthy als medizinischer Direktor weiterhin vor. Etwas schwer fällt ihm der Schritt in die zweite

Reihe schon, zu lange hat er die Hilfe für die Schwächsten in Simbabwe geprägt.

«Lighthouse» mitbegründet

Auch hierzulande war Lüthy ein Pionier. Er gründete die Abteilung für Infektionskrankheiten am Universitätsspital Zürich. In den achtziger Jahren taucht das HI-Virus in Zürich auf. «Eine Krankheit aus dem Nichts, von der vor allem Homosexuelle betroffen waren und die mit einem sozialen Stigma verbunden wurde. Damals gab es keine Behandlung. Ich musste tatenlos zusehen, wie Menschen starben.» So gründete Lüthy das Zürcher Sterbehospiz «Lighthouse» mit. In Afrika hingegen ist Aids eine Krankheit, von der vor allem Heterosexuelle betroffen sind. Die infizierten Afrikaner glauben oft, die Krankheit sei eine Strafe der Dämonen. «Viele meinen, die Dia-

gnose HIV sei ein Todesurteil. Wir zeigen den Patienten, dass dem nicht mehr so ist. Die Chance, zu überleben, ist bei Therapietreue gross.» Die Prävention nehmen Lüthy und der 47 Jahre alte Widmaier sehr ernst. «Ein Kondom zu benutzen, ist für einen afrikanischen Mann das Letzte, was er möchte.» Hier besteht Handlungsbedarf. Vom Staat war zunächst Misstrauen zu spüren. Unterdessen funktioniert die Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsministerium gut. Lüthy wurmt es aber, dass die Behörden die Impfung gegen das Virus, das Gebärmutterhalskrebs verursacht, nicht bewilligten. Bei einem Drittel seiner Patientinnen diagnostizierte er eine Vorstufe von Gebärmutterhalskrebs. Plötzlich erreicht Lüthy ein Anruf: «Wir müssen weiter.» Der Pionier und sein Nachfolger brechen auf zu einer neuen Reise im Dienste der Schwächsten.

Die Tabubrecherin

aku. Genf · Maximina Jokonya ist 14 Jahre alt, als sie erfährt, dass sie bei der Geburt mit HIV infiziert worden ist. Obwohl die jugendliche Simbawerin zu diesem Zeitpunkt bereits seit drei Jahren nicht mehr laufen kann, hat ihre Familie nichts unternommen, um dem Leiden auf den Grund zu gehen. Bis die ältere Schwester eines Tages das Tabu bricht und sagt: «Du musst einen HIV-Test machen lassen.» Dabei müsste die Mutter wissen, was mit der Tochter los ist. Sie hat ja ebenfalls Aids und nimmt gar Medikamente dagegen. Dass auch der drei Jahre zuvor verstorbene Vater dem HI-Virus erlegen sein muss, wird Jokonya an jenem schicksalsträchtigen Tag schlagartig klar.

«Dies ist das Ende», denkt die Jugendliche bei sich. Und dann kommt die Wut: Weshalb haben die Eltern ihr dies angetan? Warum wurde sie als einziges von sieben Geschwistern angesteckt? Sie ist eine Nachzüglerin, ihr älterer Bruder ist sieben Jahre älter. Irgendetwas muss zwischen seiner Geburt und der ihren passiert sein. Ging der Vater fremd? Oder die Mutter? Sie bringt es nicht übers



««Dies ist das Ende», dachte ich damals.»

Maximina Jokonya

Herz, mit der schwerkranken Mutter darüber zu sprechen. Ein Jahr später ist diese tot. Jokonya aber hat Glück. Sie wird an die Newlands Clinic des Schweizer Arztes Ruedi Lüthy verwiesen und erhält dort die richtigen Medikamente. Nach einem halben Jahr kann sie wieder laufen. Sie schöpft neue Hoffnung und schwört sich, etwas aus ihrem Leben zu machen. Neun Jahre später sitzt der Journalistin in einem Café in Genf eine quicklebendige junge Frau mit geglätteten schwarzen Haaren und einer blauen Bluse gegenüber. Jokonyas Augen blitzen vor Schalk, das Lachen ist ansteckend.

Die heute 23-Jährige wurde von der Weltgesundheitsorganisation WHO eingeladen, um an einer Weiterbildung für Ärzte über die spezifischen Bedürfnisse von jugendlichen Aids-Patienten in Entwicklungsländern zu referieren.

Viele unter ihnen sind Halb- oder Vollwaisen und leben auf der Strasse. Es fällt ihnen unter diesen Umständen schwer, die Medikamente regelmässig einzunehmen. Die 23-Jährige weiss, wovon sie spricht. Auch sie hat am Anfang immer wieder einmal vergessen, die Pillen zu schlucken. Damit der Arzt nichts merkte, schmiss sie die Pillen weg – und bezahlte dafür mit einer Verschlechterung des Gesundheitszustands. Heute coacht Jokonya andere aidskranke Jugendliche, sucht diese in den Armenvierteln auf und fordert sie auf, sich mit anderen HIV-Infizierten auszutauschen, und vor allem: sich nicht zu schämen für ihre Krankheit. Im September trat sie mit ihrer Geschichte gar am nationalen Fernsehen auf. «Positive Talk» nennt sich die Sendung zum Thema Aids. Das Motto passt zu Jokonya.